

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 7

Artikel: Das Rettungswerk der Mönche und der Hunde auf dem Grossen St. Bernhard-Passe
Autor: Heim, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664899>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Auf dem Wege zum Großen St. Bernhard.

Das Rettungswerk der Mönche und der Hunde auf dem Großen St. Bernhard-Paß.

Die Alpen mit ihrer verworrenen Gliederung bildeten ursprünglich eine Trennungsmauer zwischen den Völkern im Süden und im Norden. Heute, da die Straßen, Telegraphen- und Telephonleitungen über die Pässe gehen, da Eisenbahntunnels die Alpen durchstoßen haben, oder da wir gar mit dem Flugzeug sie überfliegen können, machen wir uns von der Bedeutung einer solchen Völkerscheide kaum mehr einen Begriff. Der Alpenübergang, der heute „Großer St. Bernhard“ heißt, war wohl der erstbegangene. Bezeichnende Gegenstände aus vorgeschichtlicher Zeit wurden an manchen Stellen der Paßlinie und auch auf der Paßhöhe gefunden. Dann benützten diesen Weg Nordländer: Gallier und Kelten. Besonders aber bezogen und begingen ihn die Römer. Schon im Jahre 47 vor Christus hatten die Römer eine Straße fertig gebaut zur lückenlosen Verbindung von Mailand bis Köln. Es war zwar über

die Alpen nur ein schmaler, aber doch gepflasterter Saumweg. Kaufleute in Karawanen zogen hinüber und Führer oder Fürsten mit ihren Heeren und den ihnen folgenden Schlachtviehherden. Das römische Geistesleben, über diesen Paß gebracht, überflutete Helvetien, Gallien und Britannien in den ersten fünfhundert Jahren unserer Zeitrechnung.

Die Römer nannten den Bergpaß „mons Jovis“, „Jupiterberg“ auch „mons Poeninus“¹. Sie bauten nahe der Paßhöhe auf einer kleinen Ebene Schutzhäuser und Kasernen, und ihrem Höhengotte Jupiter einen Tempel. Wer sich aus jener Zeit erzählen lassen will, besuche nur die großen Altertumsammlungen, um die manches Museum das Kloster beneidet. Da liegen in Glastruhen oder hängen an den Wänden Opfergeräte und Gedenktafeln, die von Offi-

¹ Vom keltischen Wort „pen“ = Berg, Gipfel.

zieren und Soldaten dem Kloster geschenkt wurden, nachdem die Gefahren des Teufelsberges glücklich überstanden waren. Die wertvolle Münzsammlung enthält alle römischen Münzsorten während drei Jahrhunderten. Und diese Hunde sind nicht etwa aus aller Herren Ländern hier oben zusammengetragen worden, es sind die Spuren und Überreste der Paßgeschichte.

Im Jahre 930 kam ein großes Unglück über unser Land. Die Sarazenen, arabische Krieger, drangen die Rhone hinauf bis in die hintersten Winkel der Walliser Täler. Sie verbrannten die Dörfer, töteten die Menschen und verübten alle Greuelthaten. Sie zerstörten auch den Jupitertempel auf dem Mons Jovis, lauereten auf die Frachtzüge und überfielen und beraubten die Wanderer. Der „Götterberg“ wurde nun im Volksmunde zum „Teufelsberg“, zu einem Ort des Schreckens.

Zu dieser Zeit lebte in Aosta am Südfuße des Passes ein Augustinermönch, adeliger Abstammung aus Savoyen, der Erzdiakon Bernhard de Menthon, geboren 923, gestorben 1008. Das Unglück des Landes war sein Schmerz. Im Traume erschien ihm eine göttliche Sendung, die ihm befahl, den Paß dem menschlichen Verkehr zurückzuerobern. Mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit, Kraft und Ausdauer gelang es ihm, ohne jede militärische Hilfe in etwa fünfzehn Jahren den ganzen Paß von den Sarazenen zu säubern. Im Jahre 980 baute er nahe der Paßhöhe ein Kloster mit Klosterschule und Hospiz. Der große Gedanke, den er verwirklichen wollte, lautet nach der Stiftungsurkunde, daß das Kloster sein soll eine Zufluchtsstätte für alle, die der Hilfe bedürfen. Alle Reisenden ohne Rücksicht auf Stand und Landeszugehörigkeit, Kaiser und Päpste, Kaufleute und Bettler, Freund und Feind sollen hier ganz dieselbe unentgeltliche Gastfreundschaft genießen. Samariterdienste sollen überall geübt werden, wo es nötig ist. Das Kloster mit Hospiz soll eine Feste der christlichen Liebe sein. Das ist es geworden und geblieben bis auf den heutigen Tag.

Der Paß mit seinem Kloster und Hospiz erhielt später den Namen des Hospizstifters: es ist der Große St. Bernhardpaß und das Sanct Bernhard-Hospiz. Bald genoß die Stiftung die Gunst der Großen der Erde, der Päpste und Könige. Sie beschützten sie durch Sonderrechte und mehrten ihren Besitz durch Schenkungen. Ihr Reichthum wurde so groß, daß nach dem

Sonderbundskrieg die Kantonsregierung das Kloster zwingen konnte, achtzigtausend Franken an die Deckung der Kriegskosten zu entrichten. Papst Innozenz der Dritte unterstellte es dem Orden der Augustiner. Und seit 1215 bilden die St. Bernhardsmönche eine selbständige Bruderschaft, die das Recht hat, Vorsteher selbst zu wählen. Der Prior wohnt auf dem Paß, der Abt in Martigny, wo sich auch ein Heim für die greisen Brüder befindet.

Im Mittelalter und bis ins letzte Jahrhundert hinein überschritten jährlich zehntausend bis fünfzehntausend Menschen den Paß und genossen die Gastfreundschaft und oft die Samariterdienste des Hospizes. Das Hospiz verfügte meistens über fünfzig bis hundert gute Betten und konnte im Notfall weitem sechshundert Reisenden Nachtlager bieten. Die Verpflegung blieb immer die alte. Die bewirteten Gäste bekamen keine Rechnung. Aber draußen am Eingang der Kirche hängt ein Almosenkasten, wo jeder Kostgänger nach Vermögen seine Verpflegung entschädigen kann. Doch sollen nur die wenigsten zurücklassen, was sie dem Hospiz schulden, so daß zum größten Teil Wallis und Italien für die jährlichen Verwaltungskosten von ungefähr vierzigtausend Franken aufkommen müssen. Neben der Altertumsammlung besitzt das Kloster eine sehr kostbare Bibliothek von etwa dreizehntausend Bänden; die Mönche benützen sie fleißig, denn neben dem werktätigen Christentum galt von jeher ihre Arbeit der Wissenschaft. Beiseite steht ein kleines Steinhäus, die „Morgue“, an deren Wänden die Leichen der noch nicht erkannten Verunglückten aufgestellt blieben bis zu ihrer Beerdigung. Jetzt ist das Gebäude zugemauert und wird den Fremden nicht mehr gezeigt.

Das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard ist manchmal auch eine Zufluchtsstätte für Tiere. Die Schwalben, die unser Land im Sommer bewohnen, ziehen im Herbst auf verschiedenen Wegen nach Süden. Einer derselben führt über den St. Bernhard. Von Zeit zu Zeit kommt es vor, daß sie dabei von heftigen entgegengesetzten Schneestürmen überrascht werden. Die armen Tiere erschöpfen sich in ihren Anstrengungen. Sie kehren aber nicht zurück. Sie fallen in den Schnee und sterben. Die, die das Hospiz erreichen, klammern sich an den Gesimsen der Fenster, Türen und Balkone an. Sobald man das bemerkt, wird der Befehl erteilt, alle Fenster zu öffnen. Zu Hunderten und

Tausenden fliegen die Schwalben dann ein. Sie besetzen die Stühle, Tische und den Boden. Hat sich bis zum folgenden Morgen der Sturm gelegt, so öffnet man die Fenster wieder. Die ausgeruhten, geretteten Schwalben fliegen aus und setzen ihre Reise fort.

Der St. Bernhard hat eine Sattelhöhe von 2472 Meter über Meer. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt ungefähr zwei Grad Kälte, die mittlere Sommertemperatur fünf Grad Wärme. Während neun Monaten des Jahres bleibt der Schnee an manchen Stellen in der Umgebung der Gebäude liegen. Vom Wind angehäuft, kann er im Winter stellenweise sechs bis zehn Meter mächtig werden. Schneestürme sind sehr häufig und sehr heftig, besonders in den Monaten November und Dezember, während bisweilen heller Himmel und Sonnenglanz in den Monaten Januar und Februar die Landschaft verklären.

Die Gefahren für den Wanderer über den Großen St. Bernhard sind besonders zweierlei Art und beziehen sich hauptsächlich auf den obersten Teil des Passes.

Der häufigste Fall vollzieht sich wie folgt: Der Wanderer verliert Weg und Richtung, sei es durch Nebel oder durch Schneesturm, der die Wegspuren verwischt. Die Kälte wird furchtbar. Der Wanderer sinkt mit jedem Tritt tief in den Schnee ein. Er wird bald müde und erschöpft. Eine unüberwindbare Schläfrigkeit bemächtigt sich seiner. Er sinkt in den Schnee und verliert das Bewußtsein. Findet man ihn nicht bald auf, so geht der Schlaf langsam in den Tod über; er erfriert.

Eine andere Gefahr bilden die Lawinen. Im kalten Winter sind es die Staublawinen. Der feine trockene, pulverige Schnee gleitet von den umgebenden Bergen ab und wirbelt weit in die Luft hinaus. Daraus entwickelt sich ein Windstoß, der einen Menschen von der einen Talseite auf die andere hinüber werfen kann. Der Wanderer kann sich nicht mehr aus der Schneemasse befreien, die ihn umhüllt. Im Frühling, in der Zeit der Schneeschmelze fahren die Grundlawinen zu Tal. Der schwere ballige Schnee ergreift fest, was er erreicht. Er kann Menschen erdrücken oder gegen Felsen werfen, den Eingehüllten ersticken oder nach Stunden zum Erfrieren bringen.

Während mancher Jahrhunderte übten die Mönche des St. Bernhards mit ihren Knechten

den Rettungsdienst aus ohne Mithilfe von Hunden. In Zeiten der Gefahr machten immer drei oder vier Mann zusammen den Rundgang. Am Morgen ging eine Rettungstruppe nach Norden bis zur Kantine von Proz, eine andere gleichzeitig nach Süden bis St. Rémy, und am Nachmittag kehrten beide wieder zurück zum Hospiz. Zwischen 1660 und 1670 wurden erstmals Hunde dort gehalten. Woher diese Tiere auf den St. Bernhardsberg kamen, wissen wir nicht sicher. Wahrscheinlich war es eine römische Doggenart, die am alten Passweg im Aostatal und im Wallis stark verbreitet war. Wohl hielt das Kloster die Hunde zuerst nur zur Bewachung. Bald erkannte man aber ihren großen Ortsinn. Nun nahmen die Augustiner auf den Rundgängen die Hunde mit, um im Nebel und Schnee den Weg weniger zu verlieren. Dabei sahen die Hunde, welche große Teilnahme die Mönche an Menschen zeigten, an Erschöpften, die sie im Schnee liegen fanden, und sie begannen bald mit zu suchen, indem sie herummitterten. So entwickelte sich nach und nach eine gemeinsame Arbeit von Mensch und Hund zu diesem prachtvollen Rettungswerk. Die edle Hunderasse, die hier zweihundertfünfzig Jahre lang das Hilfswerk unterstützte, wurde nun nach dem Ort ihrer Laten „St. Bernhards-Hund“ oder kurz „Bernhardiner“ genannt.

Während den hundertfünfzig Jahren sollen die Hunde über zweitausend Menschen gerettet oder doch ihre Rettung erleichtert haben.

In den Jahren 1821, dann wieder 1830 und 1856 war die Hospizfamilie der Bernhardinerhunde dem Aussterben nahe. Hunde gleichen Schlages aus den umliegenden Tälern ersetzten den Verlust, und bald und leicht waren Gesundheit, Kraft und Geschicklichkeit auch für die Hospiztiere wieder erlangt.

Später brachte man Neufundländerhunde auf das Hospiz und kreuzte sie mit den Bernhardinern in der Meinung, ihr Haar werde dichter und länger und damit ihr Widerstand gegen die Kälte größer. Und wirklich ergaben sich in jedem Wurf dieser Mischlinge einige Junge mit weichem Langhaar. Recht bald aber zeigte sich, daß das lange Haar für die Arbeit im tiefen Schnee bei großer Kälte sehr hinderlich war. Der Schnee, der ins Haar eindringt, schmilzt etwas von innen und gefriert wieder von außen und bleibt dann fest am Pelze hängen, statt abzufallen wie beim straffen harten kürzeren Stockhaar. Der Körper der Hunde umgibt sich

mit einem Panzer von Eis, der die Beweglichkeit hemmt.

Endlich behielten die Mönche zur Rettungsarbeit nur die kurzhaarigen Jungen und verschenkten die andern an die Gönner des Hospizes, oder verkauften sie. Zudem bevorzugt man für den Rettungsdienst auf dem Berge nicht etwa die größten Tiere. Sie ermüden schneller. Die Hunde von bescheidener Mittelgröße sind leistungsfähiger.

Die Aufgabe der Hunde beim Rettungswerk besteht darin, die verirrtten und erschöpften Wanderer aufzufinden und ebenso die von Lawinen verschütteten. Sie sollen sie zum Hospiz führen, oder wenn das nicht möglich ist, sie im Hospiz anmelden und menschliche Helfer, Mönche und Knechte zu den Hilfsbedürftigen führen. Die Rettungsgänge werden wie früher bei gefährlicher Witterung regelmäßig unternommen. Statt drei bis fünf Mann nach jeder Richtung genügen nun ein bis zwei mit drei bis vier Hunden.

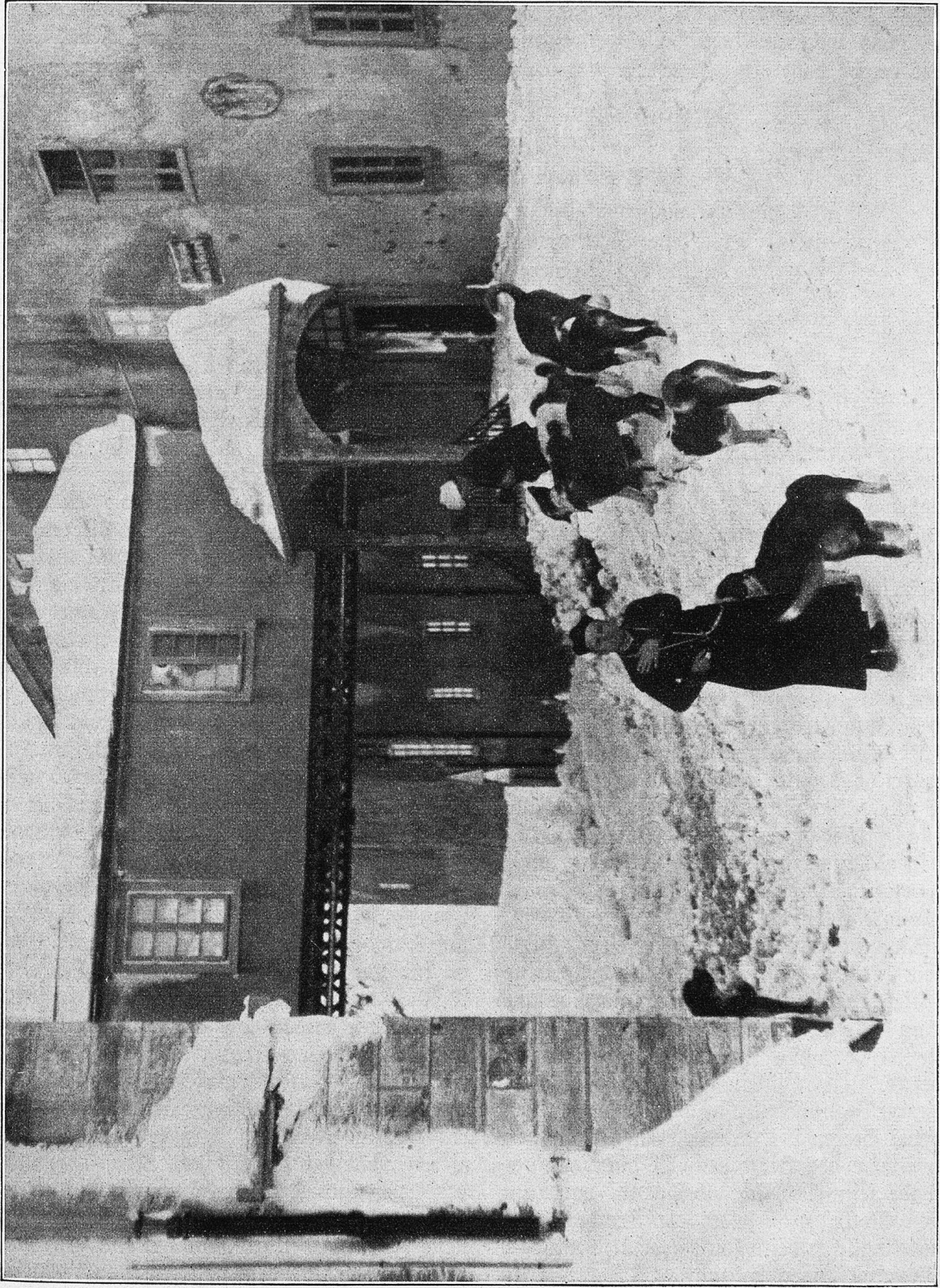
Erstaunlich ist der Ortsinn der Tiere. Die Hunde verirren sich niemals. Die Bernhardsmönche versichern uns, daß es manchmal bei Nebel und Schneesturm dem besten Kenner des Gebietes unmöglich werde, den Weg einzuhalten, während die Hunde sich nicht um einen Meter täuschen lassen. Sehr gut ist ferner ihr Geruchssinn. Bei ruhiger Luft mittlern die Hunde einen Verschütteten bis dreihundert Meter Entfernung und bis drei Meter unter dem Lawinenschnee. Bläst der Wind dem Hund entgegen, so kann er den Menschen sogar auf einige Kilometer wahrnehmen. Sie zeigen auch eine feine Empfindung für Witterungswechsel. Ungefähr eine halbe Stunde vor Eintritt eines Schneesturmes werden sie unruhig und begehren hinaus. Sie ziehen von sich aus auf die Suche. Es gibt sogar Hunde, die eine Lawine schon zehn Minuten vor ihrem Niedergang wittern. In einem solchen Fall hält der Hund plötzlich einen Augenblick still und führt dann den Menschen, den er begleitet, auf einem Umweg, der der Lawine ausweicht. Die an den Gebirgsdienst gewöhnten Hunde sind sehr zähe und ausdauernd und gegen schlechtes Wetter sehr widerstandsfähig. Sie können durch den

tiefen Schnee einen ganzen Tag lang laufen selbst bei heftigem Schneesturm und bei fünfzehn bis zwanzig Grad Kälte. Ihre Ausdauer ist bewundernswert.

Wie hat man die Hunde zu diesem Rettungswerk abgerichtet? Selbstverständlich kommt kaum ein Hund als vollendeter Menschenretter zur Welt. Wohl aber beweist die Erfahrung, daß die Nachkommen von gut gewöhnten Rettungshunden eine Veranlagung geerbt haben, die sie befähigt, ihre Pflicht viel leichter und schneller zu erfassen, und die sie mit einem besonderen Eifer für diese Arbeit belebt.

Die Abrichtung der Hunde auf dem St. Bernhard ist nicht eine strenge Dressur mit der Peitsche, kein blindes Gehorchenlernen auf Befehl, sie ist auch nicht erzwungen durch Hunger oder Leckerbissen. Die Hunde benehmen sich nicht wie Diener, sondern wie ergebene Freunde der Mönche. Was sie tun sollen, leisten sie aus Anhänglichkeit, aus Freude, aus Anteil an der Arbeit und ihrem Erfolg, und sie arbeiten aus eigenem Verständnis. Das Hauptmittel dieser Hundeerziehung und Berufslehre ist das Beispiel derer, die schon begeisterte Arbeiter sind. Der edle gute Mensch und das edle gute Tier verbinden sich zu einer Arbeit, wobei jeder Teil das übernimmt, was seiner Begabung entspricht.

Die Zeiten ändern sich. Der neue Verkehr bringt neues Leben auf den St. Bernhardpaß. Eine gut gebaute Fahrstraße verbindet jetzt Süd und Nord. Sie ist im Nebel und Schneesturm nicht so leicht zu verlieren wie der alte Saumweg. Automobile flitzen über den 2472 Meter hohen Bergsattel, und der Simplontunnel bietet den Reisenden noch einen viel rascheren und sicheren Weg. Die alte Gastfreundschaft auf dem Hospiz vermag den Paßbesuchern kaum mehr viel zu geben, und der Rettungsdienst ist nicht mehr so notwendig wie früher. So ist zu erwarten, daß in absehbarer Zeit das herrliche Samariterwerk auf dem Großen St. Bernhard dem natürlichen Ende entgegengeht; was aber Mönche und Hunde während zweieinhalbhundert Jahren so vielen Bedürftigen und Verunglückten getan, wird uns für alle Zeiten mit Hochachtung und Bewunderung erfüllen.



Hofpiz St. Bernhard: Der Prior mit seinen Bernhardiner Hunden.